

Manfred Bosch

BEFREIUNG VON DEN DOGMEN

Pfarrer Jakobus Weidenmann und seine 1923
gehaltene Rede auf den »ungefesselten Gottsucher«
Fritz Mauthner

»Stille und Frieden hatte er gesucht; jetzt war er die Stille und der Friede und wußte es nur nicht mehr. Das Nichtsein hat er gepriesen; jetzt war er das Nichtsein und wußte es nur nicht mehr. All-Einheit hatte er gelehrt, Einheit mit dem All der Tierlein, der Blumen und der Steinbröckchen; jetzt war er die Einheit mit allem und wußte es nicht. Und war die Einheit ganz, weil er es gar nicht wußte. Ein Wissen war untergegangen, war heimgegangen. Eine Sonne war untergegangen, klar bewusst untergegangen, gern untergegangen, um niemals wieder aufzugehen, niemals wieder. Eine Sonne war heimgegangen.«

Eine Sonne ist heimgegangen! Freunde Fritz Mauthners, wer unter Ihnen, müde und verdrossen geworden von der Wanderung durch den Wüstensand jener Art Philosophie, die das Geheimnis des Lebendigen geheimnislos zu machen sich unterfing, sich dann an die eisig-klare Quelle der Sprachkritik gesetzt und sich den blendenden Blütenstaub hat wegsprühen lassen, um wieder jung und frisch zu werden, der versteht, wieviel Wehmut uns heute erfaßt, wenn wir am Sarge unseres Meisters die verlesenen Schlußworte aus seinem innigsten Werk, dem Gautama Buddha, hören. Eine Sonne war untergegangen!

Nun sind wir hier versammelt, nicht um lange Reden zu hören, sondern um noch einmal, bevor wir seinen müden Leib hinausführen, uns von seinem Wesen berühren zu lassen. Wir wollen es in aller Kürze tun; denn Fritz Mauthner wünschte weder einen feierlichen Wortemacher, noch viele Worte an seinem Grab. Ich denke, wenn wir seiner in dieser Stunde gedenken wollen, so geschieht es, indem wir unserem Gefühl unendlichen Dankes Ausdruck geben. Unendlichen Dankes dafür, daß uns Fritz Mauthner ein Befreier geworden ist, den einen vom Dogma des Materialismus, den anderen vom Dogma der Wissenschaft, und dritten vom Dogma der Kirche. Daß er uns ein Führer geworden ist vom wortabergläubisch-gebundenen an Scheinerkenntnis sich klammernden Denken weg, zum unmittelbaren, freudigen, die Schachtelwände des Wortwissens heiter durchdringenden Leben hin, zu jenem Leben, das keine Religion als besonderes Fach

braucht, weil es selbst schon Religion ist. Das Wort des Piaristenlehrers zu Prag, das ihm wie ein Lichtstrahl aus jenen düstern Hallen durch das Leben hindurch nacheilte, schließt in sich das Wesentliche seiner vom bloßen Wortglauben gereinigten religiösen Liebe zum Unerforschbaren: »Erhalte dir solange als möglich deine Liebe zu Blumen und Schmetterlingen, das ist die Liebe Gottes«. Und Fritz Mauthner war alles Lebendige geheimnisvolle Blüte unantastbarer Überwirklichkeit.

Als Fritz Mauthner auf seinem Sterbebett lag, da glitt als letzte Bewußtseinsregung jenes Lächeln der Seele über sein Antlitz, das schon halb aus der überirdischen Schau des Irdischen stammt. Ein Lächeln, wie es nur aus dem Amor intellectualis Dei geboren werden kann. Und als ich wenige Minuten vor seinem Tode nach seinem Pulse griff, da schlug er so fein, als läute sein Herz noch wie ein kleines, zartes Silberglöcklein, verkündend, daß hinter der zerstörenden Wucht des Denkens die blaue Blume seelischen Einklangs mit der Gott-Natur träumte und blühte.

Das danken wir Fritz Mauthner vor allem, daß er uns die Welt, die wir erklärt und begriffen zu haben uns anmaßen, als eine Trugwelt, als eine Lebensatrophie, als eine Kulissenwelt gezeigt hat. Er hat mit der überlegenen Ruhe und Heiterkeit des wahren Philosophen diese Kulissen unbarmherzig niedergerissen. Oft schien es, als ob damit die Welt zusammenbreche. Wer Fritz Mauthner nicht nur verstanden, sondern auch geliebt hat, der jubelte in dem Besitz des aus dem Starrkrampf der Aufgeklärtheit erlösten, unmittelbaren Lebens. Fritz Mauthner hat mit der Wucht des einsamen Denkers Grabsteine und Mauern niedergerissen, nicht, damit wir über Trümmern vegetieren müßten, sondern damit der natürliche Flor der geistigen Natur sich entfalte. Er hat uns Tore geöffnet in unbefleckte Länder. Wem unter uns die Offenbarung dieser Wiedergeburt einer durch die Wissenschaft unter Leichensteinen beerdigten Welt je zuteil geworden, und der sich bewußt wurde, wieviel Fritz Mauthner beigetragen hat, der steht heute dankerfüllten Herzens an diesem Sarg.

Wir dürfen schon sagen, ohne unwahrer Lobrednerei oder falscher Interpretation seines Wollens bezichtigt zu werden: Fritz Mauthner hat weder Gott totgeschlagen, noch die Religion, sondern das, was in seiner erkenntnisfrohen Voreiligkeit Gott und Religion erstickt hat, jene Degradierung des Lebens aus der Ehrfurcht zum Leben aus Ansichten und Meinungen. Er hat die areligiöse Religionssattheit totgeschlagen zugunsten der ewig sich erneuernden Sehnsucht. Er hat Götzenbilder zerschlagen, die breit und frech das Keimen junger Saat verunmöglichten. Er wußte von der glühenden Lava, die nun zu toten Religionslehren erstarrt war, und er wußte, daß das Leben, das zwangsweise auf dem Magma angesiedelt wird, Irrtum, Irrweg, Vergewaltigung, Mumifizierung des ursprünglich mit dem lebendigen Wesen der Natur innig verbundenen Lebens bedeutet. Was Fritz Mauthner zerschlagen konnte, war immer nur Erstarretes, waren ausgehängte Laternen, in denen kein Licht brannte, waren Sonnen, die nicht wärmten, waren Wasser, die nicht belebten und nicht erquickten. In diesem Sinne bleibt Fritz Mauthner ein Befreier und Erlöser von Banden, in die die Menschen sich nur allzu gern binden lassen.

Er ist im Grunde ein Einsamer geworden, weil die heutigen von der Aufklärung Besessenen nicht erkannten, wie wenig sie sich mit ihren tiefenlosen Viertelswahrheiten auf ihn berufen dürfen, und weil die wirklichen Gottsucher nicht einzusehen fähig waren, wie nah im letzten Grunde Fritz Mauthner ihnen steht. Was ihn hinderte, seinem »Gott-losen« Mystizismus klare Form zu geben, das war allein die ungeheure Ehrfurcht vor dem hinter den Dingen Liegenden, die wahrhaft titanische Demut vor dem Unergründlichen. Das aber ist im tiefsten Sinne Religion. Und weil seine Skepsis gegenüber allen Worten, die das Unergründliche ergründlich, das Unaussprechbare aussprechbar machen wollen, in der Ehrfurcht begründet liegt, darum ist diese Skepsis nicht unfruchtbar, sondern schöpferisch. Von dieser demutvollen, zu Staub zerschlagenden, aber auch im Staube liegenden Skepsis aus geschieht die Umwertung aller Werte, die Revolutionierung des Lebens. Das Echte dieser Philosophie besteht darin, daß sie sowohl Trugbilder zerschlägt, als auch den Zertrümmerer in Verzweiflung wirft. Aber aus den tiefsten Erschütterungen des Lebens, aus dem Zusammenbruch alles Gekünstelten und Erdachten quillt das namenlose, selige Ineinanderfließen der losgebundenen Mensch- und Weltseele.

Das hat uns Fritz Mauthner gelehrt. Unendlich Dank sei ihm dafür. Wie die Berge meiner Heimat mit ihren furchtbaren Abstürzen das Herz des Menschen zum Schaudern bringen, und wie die silbernen Firne mit ihrem blauen Schleier den Gruß des Sehnsuchtslandes ausbreiten, jener Welt, die in unsere Nächte hineinleuchtet und ohne deren Hauch zu spüren unser Leben nicht lebenswert wäre, so steht auch das Lebenswerk Fritz Mauthners vor uns: Wir schauern an seinen Abgründen und zugleich wird unser Blick emporgezogen, hinauf und hinaus, weit, weit hin zum Land Orplid. Und wir wissen: Des Menschen Teil wird nie Erkenntnis sein, deren er wahrhaftig froh sein kann; des Menschen Teil kann nur die ewig sich verjüngende Sehnsucht sein, vom Strome des Heimatlandes erfaßt und getragen zu bleiben.

Fritz Mauthners Werk wird immer wieder erleuchtet im Zertrümmern. Immer wieder werden starke Menschen sich von ihm erschüttern, sich von ihm die kleinen Fittiche verbrennen lassen. Und wer in den Bereich seiner Wellenringe des Geistes gerät und in den alles verzehrenden Flammenkreis seines Wesens, der spürt, wie neben ihm kein zweiter Denker der Gegenwart mit Nietzsche sprechen darf:

Ja, ich weiß, woher ich stamme,
 Ungesättigt, gleich der Flamme,
 Glühe und verzehr ich mich.
 Licht wird alles, was ich fasse,
 Kohle alles, was ich lasse,
 Flamme bin ich sicherlich.«¹

Die vorstehende Ansprache wurde am 2. Juli 1923 von einem befreundeten evangelischen Pfarrer an der Bahre Fritz Mauthners in der Meersburger Schlosskirche gehalten. Innerhalb der katholischen Kirche völlig undenkbar, stellt sie auch innerhalb der protestantischen ein seltenes, wenn nicht singuläres Zeugnis religiöser Toleranz und geistiger Aufgeschlossenheit weit über den Bodensee hinaus dar, das die ausführliche Dokumentation an dieser Stelle wohl erlaubt. Dies umso mehr, als die ehrenden Worte einem berühmten Philosophen und Sprachkritiker galten, der 1909, mit sechzig Jahren, im verwunschenen »Glaserhäusle« am Rande Meersburgs sein Tusculum gefunden hatte und hier in inspirierender Lebens- und Arbeitsgemeinschaft an der Seite seiner zweiten Frau Hedwig Mauthner geb. Straub sein Werk zu vollenden gedachte. Mauthner, ein in ganz Deutschland geachteter Theaterkritiker und gefeierter Schriftsteller, war der journalistischen Tagesfron und des lauten Kulturbetriebs müde und hatte der deutschen Hauptstadt den Rücken gekehrt, um sich im idyllischen Abseits des Bodensees Neuem zu widmen. Doch das Glück seiner »Greisenehe«² – Mauthner hatte erst 1910 geheiratet – wurde alsbald getrübt: Zunächst durch den Ersten Weltkrieg, der sich wie Mehltau auf die Stimmung des Paares legte, sodann durch Vorgänge um seine Person, die Mauthner um alles Behagen brachten und die als »Meersburger Kirchenkampf«³ in die Lokalgeschichte eingegangen sind. Sie seien hier in aller Kürze referiert.

Von der literarischen Bedeutung des Schriftstellers und denkerischen Leistung des Sprachkritikers, den neben Romanen und Parodien auch seine »Beiträge zur Kritik der Sprache« (3 Bände, 1901/02) und das »Wörterbuch der Philosophie« (2 Bände, 1910/11) bekannt gemacht hatten, war zumindest soviel nach Meersburg durchgedrungen, dass es sich bei Mauthner offenbar um eine bedeutende Persönlichkeit handelte, die anlässlich ihres 70. Geburtstages im Jahre 1919 mit der Ehrenbürgerwürde auszuzeichnen der Stadt wohl anstünde. Der Neubürger stand denn auch bereits im Begriffe bewegt zu sein und die vorgesehene Verleihung »abseits von allen politischen Gegensätzen« als ein Zeichen der »Achtung vor geistiger Arbeit«⁴ zu verstehen, als eine aus gleichem Anlass erschienene Hommage des Meersburgers Otto Ehinger im »Berliner Tageblatt«⁵ wider Willen das Holz für ein Autodafé lieferte. Ehinger⁶, ein Freund Mauthners und mit dessen Lebensgeschichte gut vertraut, gedachte die Person des Jubilars in Form einiger Anekdoten zu würdigen, deren eine davon handelte, wie der Jude und Atheist einmal dem sterbenden Kind seiner Dienstmagd die Nottaufe spendete. Mauthner, der sowohl um den »geheimen Zauber der Offenbarungen« als auch um die »Macht der Vorstellungen in den Köpfen der Armen« gewusst habe, habe »für einen Augenblick sein eigenes lächelndes Wissen zum Schweigen« gebracht, »in tiefem Ernst seine Finger in das Wasser getaucht und »dem sterbenden Wurm die heilige Taufe« erteilt – und wenn er damit, so Ehinger weiter, »dies sterbende Kind auch vielleicht nicht vor der ewigen Hölle bewahrt hat [...], so doch gewiß die Mutter vor der Gewissensqual um die Kinderseele bis an ihren Tod. An welches Ereignis sich eine Betrachtung knüpfen ließe über das Recht, seine Überzeugung zu verleugnen.«⁷

Dieses Ereignis werteten kirchliche Kreise Meersburgs indes weniger als mitfühlende menschliche Tat denn als Blasphemie und Sakramentenmissbrauch. Das Skandalon nährte ohnehin im Schwange befindliche Vorbehalte und Verdächtigungen, wie sie in dieser »Seele einer Zentrumsburg«⁸ unausbleiblich waren, und erhielt zusätzlich Zugkraft, als 1920 Mauthners letztes großes, vierbändiges Werk »Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande«⁹ zu erscheinen begann. Der Meersburger Geistliche verlangte nun die Schriften dieses schlimmen Freigeistes näher einzusehen, betrieb, wenn auch vergeblich, das Rückgängigmachen der inzwischen verliehenen Ehrenbürgerschaft und ließ Mauthner wissen, er sei ein »arger Heide«, dem man »das Leben am rebenreichen Ufer des Bodensees«¹⁰ unmöglich machen werde. In der Folge nahmen die Auseinandersetzungen die Form eines »blutigen Froschmäusekrieges« (Mauthner) an, in dessen Verlauf der Philosoph gar als Vater des notgetauften Kindes gehandelt wurde, es aber auch zu einer Sympathiekundgebung für Mauthner kam. In einem Beitrag für die Konstanzer Theaterzeitschrift fand Mauthner dann aus seiner verständlichen Erregung zu distanzierter Überlegenheit zurück: Sich selbst als einen »ungefesselten Gottsucher« und »Befreier der Menschheit« begreifend, lässt sich der geborene Tscheche von seinem Landsmann Hus in einem imaginierten Privatissimum sein vermeintliches Märtyrertum wieder ausreden: »Du Menschlein, du Narre. Freilich bist Du kein Blutzuge, weil Du für die Freiheit des armen Menschengestes gar nicht gestorben bist. Ist aber eigentlich nicht Deine Schuld. Die dunklen Feinde des Geistes sind machtlos geworden [...]. Drohen dürfen sie nur noch in Zeitungsblättern, die unsere Brüder nicht lesen; brennen, morden, jagen dürfen sie nicht mehr [...] die einst einen Hus – und tausend andere – lebendig verbrannten, müssen jetzt froh sein, wenn es ihnen gelingt, dir deine Suppe anbrennen zu lassen [...] So kam der Friede über mich.«¹¹

Doch wer war nun jener Geistliche, der vor diesem Hintergrund den Mut und die Größe hatte, Mauthner in dieser Weise zu würdigen, ja der es wagte, dem Verstorbenen Dank zu sagen nicht allein für die Befreiung vom Dogma der Wissenschaft, sondern auch für die Befreiung »vom Dogma der Kirche«? Denn es sind ja Worte wirklichen Verstehens dessen, was Mauthner gedacht und geschrieben hat; mehr noch: sie zeugen von einer weit gehenden Übereinstimmung in den Auffassungen des unorthodoxen Kirchenmannes und des »frommen Atheisten« und mystischen Gottsuchers Fritz Mauthner.

Jakobus Weidenmann wurde 1886 in Zürich als Spross einer Winterthurer Familie geboren und wuchs unter ärmlichen Verhältnissen vaterlos auf. Ins Pfarramt geriet er auf Umwegen: Ursprünglich Schriftsetzer in einer katholischen Druckerei, wurde er Mitarbeiter des christlich-sozialen Gewerkschaftssekretärs und späteren St. Galler Bischofs Aloysius Scheiwiler, der, Weidenmanns Begabung und Neigung zum Lehrerberuf erkennend, diesem Nachhilfe gab, damit er die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar Küssnacht bestand. Während der Seminarjahre 1907–1911 gehörte Weidenmann zu den Mitbegründern des Schweizer Wandervogel und redigierte dessen Vereinszeitschrift. In dem jüdischen Philosophen Robert Saitschik (1868–1965) und dem pazifistischen Päd-

gogen Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966) lernte er zwei Bekenner des Christentums ohne kirchliche Bindung kennen. Weidenmann, damals noch a-religiös, besuchte ihre Zürcher Vorlesungen und nahm über Jahre an ihren privaten Zusammenkünften teil, und es war der damals vielgelesene und übersetzte Autor, der philosophische Schriftsteller Foerster, der ihm auf einer Bergtour das Studium der Theologie empfahl. Weil er nur Seminausbildung hatte, wollte man Weidenmann zum Studium zunächst gar nicht zulassen; schließlich konnte er sich doch an der Universität Zürich für Philosophie und Pädagogik immatrikulieren. 1915 legte er seine Dissertation über »Richtlinien der Fürsorge für verwahrloste Kinder auf der Basis der pestalozzischen Anschauungen über das Wesen der Verwahrlosung« vor und wurde zum Dr. phil. promoviert. Dieses Thema war Ausfluss seiner eigenen schweren Jugendzeit, die ihn vier Jahre lang in einem Waisenhaus gesehen hatte, und war kennzeichnend für die ausgesprochen soziale Haltung, die Weidenmann sein Leben lang beibehielt. »Ich wurde ein Gerechtigkeitsfanatiker, Sozialfanatiker, machte mich über die bürgerliche Gesellschaft lustig«, bekannte er in einem späten Lebenslauf.¹² Aber auch Pestalozzi und sein Erziehungskonzept blieben für ihn eine nachhaltige Erfahrung: »Meine Dissertation [...] nötigte mich den ganzen Pestalozzi zu lesen. Das war eine ungeheure Offenbarung; denn Pestalozzi war nicht nur ein Wohltäter, sondern auch ein ungeheurer Revolutionär. Bis zum heutigen Tage bedeutete er mir, bzw. seine Lehre, die allein richtige Lebensgrundlage. Und darum bin ich auch mit sämtlichen Behörden, vor allem mit den geistlichen in Konflikt gekommen.«¹³ Nach einem Jahr am Lehrerseminar Solothurn setzte er sein Studium als Theologe fort und legte 1917 sein theologisches Staatsexamen ab.

Als Weidenmann 1918 in der Thurgauer Gemeinde Kesswil sein erstes Amt antrat, tat er dies an der Seite von Julie Weidenmann-Bösch. Er hatte die Toggenburgerin und damalige Basler Lehrerin bereits 1914 geheiratet; kennengelernt hatte er sie als literarische Mitarbeiterin an seiner Wandervogel-Zeitschrift, deren lyrische Einsendungen ihm »bald wie nur für mich geschrieben«¹⁴ vorgekommen waren. Weidenmann sollte diese Pfarrstelle zehn Jahre bekleiden – bis zu seinem Wechsel an die St. Galler Lindebühlkirche. Wenn man davon ausgeht, dass er Mauthner erst am Bodensee begegnete, kann er ihn allenfalls fünf Jahre gekannt haben; er zählte jedoch zusammen mit seiner Frau seit Kriegsende zum engen Freundeskreis Fritz und Hedwig Mauthners. Sowohl das Glaserhäusle als auch das Kesswiler Pfarrhaus, in dem 1875 C. G. Jung als Sohn eines der Vorgänger Weidenmanns geboren worden war, zählten damals zu den wichtigsten Orten geistig-künstlerischer Begegnung am Bodensee. Von ihrer Ausstrahlung zeugen im Falle Mauthners zahlreiche Erinnerungen und Korrespondenzen, im Falle Weidenmanns vor allem ein Gästebuch mit vielen originellen Eintragungen von Literaten, Künstlern und Persönlichkeiten des kulturellen und öffentlichen Lebens. Unter ihnen finden sich auch mehrere Besuchseintragungen des Ehepaares Mauthner, wie umgekehrt auch die »Weidenleute« (diese Bezeichnung gebrauchte Jakobus Weidenmann gerne) immer wieder Gäste im Glaserhäusle waren. »Unendlich reich und bewegt waren die Kesswiler Jahre«,

schrrieb Weidenmann, »weil unser Pfarrhaus vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein Herberge, Arbeitsstätte und Tummelplatz für alle möglichen Dichter, Musiker und Maler war. Für uns beide bildete der Umgang mit diesen welt- und ewigkeitsoffenen Künstlern eine Quelle vielfältigsten Erlebens. Er befruchtete die Kunst Juliens und verhinderte bei mir die theologische Erstarrung.«¹⁵

Ein zusätzlich verbindendes Element zwischen den Ehepaaren Mauthner und Weidenmann bildete die Tatsache, dass beide Ehefrauen schriftstellerisch tätig waren. Hedwig Mauthner, die unter dem Pseudonym Harriet Straub¹⁶ veröffentlichte, hatte nach einem Band humorvoller Geschichten im Stile der Heimatliteratur (»Rupertsweiler Leut«, 1912) eine Reihe emanzipatorischer und kulturkritischer Erzählungen verfasst, die die überkommenen Geschlechterverhältnisse und weiblichen Rollenzwänge, die patriarchalischen Gesellschaftsformen und die konfessionellen Bindungen ätzender Kritik unterzogen – nicht anders als die europäische Zivilisation generell (»Zerrissene Briefe«, 1913). Hatte Hedwig Mauthner/Harriet Straub, deren Bücher seit den neunziger Jahren wieder aufgelegt wurden, den Impuls ihrer Veröffentlichungen aus einem mehrjährigen Aufenthalt in der Sahara empfangen, so Julie Weidenmann vom Bodensee – er wurde für sie zum großen Erlebnis und ließ sie recht eigentlich zur Dichterin werden. In den Gedichtbänden »Baumlieder« (1919) und »Seele, mein Saitenspiel« (1928), gehalten im Gestus versenkender Einfühlung und poetischer Anverwandlung, gerieten ihr Wasser und Ufer, Bäume und Wolken bald zum Traumbild, bald zur Offenbarung eines Höheren, ja zur Erfahrung mystischen Einsseins mit der Schöpfung. Von »animistischer Verbundenheit der Dichterin mit See und Ufer«¹⁷ sprach ihr Mann; sie ist jenem Leben eng benachbart, von dem Jakobus Weidenmann in seiner Rede auf Mauthner sagte, es benötige »keine Religion als besonderes Fach, weil es selbst schon Religion ist«.

Theologisch wie als Person war Weidenmann ein selbständiger, ja zu Widerspruch und Opposition aufgelegter streitbarer Geist, der unerschrocken für seine Überzeugungen einstand und auch an Mauthners ketzerischem Denken Gefallen fand. Allem Konfessionalismus abhold, bezeichnete er diesen gar als eine »Todsünde wider den Heiligen Geist.«¹⁸ In einer postumen Würdigung Weidenmanns meinte der geistliche Kollege Herbert Hug, der Verstorbene sei zwar ein leidenschaftlicher Theologe gewesen, habe sich jedoch »zeitlebens gefürchtet vor unsern Antworten. Wer immer da klar zu wissen meint, was er sagt, wenn er ›Gott‹ sagt, gebe wohl darauf acht, dass er von Gott nicht zu menschlich, ja, allzumenschlich denke und rede. Jakobus hat für das dogmatische Gezänk und konfessionelle Abstraktionen wenig übrig gehabt und es lieber mit C. F. Meyer gehalten: ›Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen‹[...]. Nur ehrfurchtlose Verblendung kann eine Lösung der Gottesfrage erwarten«. Umso mehr habe Weidenmann die Frage nach dem Menschen – und man kann hinzufügen: das Soziale und Mitmenschliche – interessiert: »Er war immer leidenschaftlich und vorbehaltlos für das grosse ›Du‹ gegen den Mammon, der den Menschen hoffnungslos versklavt, für den Frieden und gegen Militarismus, der mit Millionen Soldatenstiefeln die Menschheit

immer wieder in den Sumpf des Krieges stösst und gnadenlos zermalmt, für den Geist gegen den Militarismus.«¹⁹

Ein besonders eindrückliches Beispiel für die Freundschaft zwischen Mauthner und Weidenmann, für die Nähe ihrer Anschauungen findet sich im vierten Band von »Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande«. Dort hat Weidenmann auf Anregung bzw. Bitten Mauthners eine gedrängte Darstellung der neueren, auf Blumhardt zurückgehenden religiös-sozialen Bewegung in der Schweiz beigesteuert²⁰, deren Hauptvertreter Hermann Kutter und Leonhard Ragaz waren. Seine recht differenzierte Sicht akzentuiert, jenseits der eigentlichen theologischen Fragen, die Überzeugung eines gelebten Evangeliums im Sinne der Bergpredigt, wie sie Weidenmanns stürmischem Temperament und seinem Engagement in sozialen Belangen entsprach. »Zehn ebenso reiche, wie teilweise sehr schwere Jahre durften wir dort verbringen«, bekannte er mit Blick auf die Kesswiler Jahre. »Schwer deswegen, weil ich als sozialer Fortschrittler meinen konservativen Bauern viel zu schaffen machte mit meinen ewig-stürmischen Bemühungen, alle möglichen und unmöglichen Reformen durchzusetzen, die doch dem Wesen meiner bodenständigen Bauern ganz zuwider waren.«²¹ Ergänzend lesen wir in einem späten Lebensrückblick: »Die Dörfer Kesswil, Uttwil und Dozwil waren mir anvertraut. Sie waren 20 Minuten voneinander entfernt, und ich hatte jeden Sonntag zweimal zu predigen und oft auch zweimal Kinderlehre zu halten. Die Kesswiler, meistens reiche Bauern, hatten die Armen im Sack; ich predigte 10 Jahre lang soziale Gerechtigkeit. Es änderte sich kein Jota; sie waren immer gleich geizig. In Uttwil kamen die Leute seit hundert Jahren nicht zur Kirche; sie waren aber ein reizend fröhliches Volk, und die Fischer brachten regelmäßig dem Pfarrer von ihrer überreichen Beute ins Pfarrhaus. Die zehn Jahre auf dem Land waren die herrlichste Zeit meines Lebens.«²² Und als an Pfingsten 1929 in Stuttgart ein Internationaler Vagabundenkongress stattfand, an dem 500 Wohnsitzlose teilnahmen, ließ es sich Weidenmann nicht nehmen, zusammen mit seiner Frau seine Solidarität mit den Verstoßenen der bürgerlichen Gesellschaft zu bekunden. Neben dem Arbeiterdichter Heinrich Lersch, dem Schriftsteller Alfons Paquet, dem Philosophen Rudolf Geist, dem Künstler Hans Tombrock und anderen wandte er sich mit einem Redebeitrag (»Die Heimat der Heimatlosen«) an die versammelten Vagabunden.²³ Mit Gregor Gog, einem der Wortführer dieser Bewegung und Herausgeber der Vagabundenzeitschrift »Der Kunde«, verband ihn persönliche Freundschaft, und als dieser einige Jahre später aus der Nazihaft über den Bodensee in die Schweiz floh, war Weidenmann sein erster Anlaufpunkt.

Bevor Weidenmann 1928 einem Ruf nach St. Gallen folgte, bewarb er sich um die Stelle als Seminardirektor des Kantons Thurgau. »Wissenschaftlich und praktisch wäre ich von den möglichen Kandidaten weitaus am besten ausgewiesen«, ließ er Gregor Gog Ende 1927 wissen – »Aber meine politische Einstellung ist das große Hindernis. Bisher hat mich die Stelle, von der man wusste, dass sie bald frei wurde, sehr gelockt. Heute gar nicht mehr; denn ich bin nun doch einer, der von der Freiheit nicht nix versteht!« Trotz dieser starken Bedenken reichte Weidenmann seine Bewerbung um

den Posten ein – wollte er doch »die Regierung [...] zwingen, sich selbst das Zeugnis der Borniertheit auszustellen.«²⁴

Auch in St. Gallen blieb Weidenmann der unbequeme Streiter für überkonfessionelle Religiosität. »Pestalozzi und nicht Luther, Calvin und Zwingli hatten Gewalt über meine Seele«, schreibt Weidenmann über diese Jahre, »aber St. Gallen hielt an seiner kirchlichen Tradition fest. Dr. Aloysius Scheiwiler, der mich für die Eintrittsprüfung ins Lehrerseminar vorbereitet hatte, wurde zu gleicher Zeit Bischof von St. Gallen. Wir reichten einander die Hand und versprachen, alles zu tun, was dem Streit zwischen den Kirchen ein Ende bereiten könnte. Er hielt sein Wort, bis er dann leider allzu früh starb. Ich gehörte in der Folge keiner Partei an, weder einer kirchlichen, noch einer politischen. So stand ich ganz allein und musste alle meine Kämpfe allein durchfechten [...]. Ich war versessen auf meine Ideale der politischen Gerechtigkeit und des sozialen Ausgleichs. Und so kam es, dass ich den Bürgerlichen und den Sozialdemokraten als richtiges ›Enfant terrible‹ erschien.«²⁵ Neben seinem Pfarramt, das er bis 1952 ausübte, versah Weidenmann Ämter als Kantons- und Bezirksschulrat (als solcher zugleich Inspektor der katholischen Kantonsrealschule), wirkte während 44 Semestern als Dozent für Philosophie an der Handelshochschule, war Mitredaktor der Zeitschrift »Leben und Glauben«, unterrichtete am kantonalen Lehrerseminar Rorschach sowie am kantonalen Arbeitslehrerinnenseminar der höheren Töchterschule Religionsunterricht, saß in der Kommission für das neue Kirchengesangbuch und während des Nationalsozialismus im Arbeitsausschuss der Sektion St. Gallen des »Schweizerischen Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland«²⁶ und setzte sich für verfolgte Juden ein.²⁷ »Die Ämter wuchsen mir über den Kopf. Selten ging ich vor 1 Uhr nachts zu Bett«, schrieb Weidenmann.²⁸ Hinzu kamen Bücher: Von seiner 1942 verstorbenen Frau gab er 1943 den umfangreichen Band »Weltfahrt und Ziel. Gedichte aus drei Jahrzehnten« heraus, in dessen Titel noch die fernen Tage ihrer ersten Bekanntschaft beim Wandervogel nachklangen, ferner 1945 den Band »Ausgewählte Gedichte«. Dann stieß ihr Verlust in ihm den Gedanken an ein Buch mit dem Titel »Fürchte Dich nicht! Der Mensch und der Tod« an, das 1944 erschien; und 1946 schrieb er im Auftrag der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale die Gedenkschrift »Heinrich Pestalozzis soziale Botschaft«. Seinen Lebensabend verbrachte Weidenmann mit seiner zweiten Frau Elsa Vomstein in Speicher/Appenzell und in Niederdorf/BL. Ein Leiden zwang ihn zu einem Aufenthalt im Kantonsspital Liestal, wo er am 22. November 1964 starb. Beigesetzt wurde er auf dem St. Galler Friedhof Feldli neben seiner ersten Frau Julie Weidenmann, die er nie hatte vergessen können.

In einem selbst verfassten Lebenslauf von 1960 hatte Weidenmann geschrieben: »Von Pestalozzi sagte man, er habe in einem ständigen Oppositionsgeist zu seiner Umgebung gelebt. Und das ist auch auf mich übergegangen. Dem Menschen muss aus einer höheren Weisheit geholfen werden, als es die bürokratische ist [...]. Der Bürokratie galt mein Kampf in Kirche und öffentlichem Leben. Vielleicht habe ich zu wenig Liebe gezeigt in diesem Kampf, aber ich konnte nicht anders.«²⁹ Die Bodenseeregion verdankt

dieser Haltung ein bemerkenswertes Beispiel für Unabhängigkeit, Mut und ökumenischen Geist, das sich nicht zuletzt in Weidenmanns schöner Rede auf den toten Fritz Mauthner bekundet.

Anschrift des Verfassers:

Manfred Bosch, Marktstätte 30, D-78462 Konstanz

eMail: Manfred.Bosch@gmx.com

ANMERKUNGEN

- 1 Zit. nach: Fritz Mauthner. Worte gesprochen an seiner Bahre in der ev. Kirche zu Meersburg am 2. Juli 1923 von Jakob Weidenmann. Privatdruck. Buchdruckerei Volkswacht am Bodensee 1923. 8 S. – Die abschließenden Verse entnahm Weidenmann Nietzsches »Ecce homo«.
- 2 So Mauthner über seine zweite Ehe.
- 3 Vgl. hierzu: KÜHN, Joachim: Gescheiterte Sprachkritik, Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin/New York 1975 und BOSCH, Manfred: »Das aber ist im tiefsten Sinne Religion«. Der »ungefesselte Gottsucher« Fritz Mauthner oder Kleine Erinnerung an den »Meersburger Kirchenkampf«, in: Bodenseekreis und Stadt Friedrichshafen (Hg.): Leben am See. Jahrbuch des Bodenseekreises Bd. XI, 1994, S. 58–61.
- 4 MAUTHNER, Fritz: Entwurf eines Dankschreibens »an den wohlloblichen Gemeinderat von Meersburg«, 24. 1. 1920. Zweiseitiges Schreiben im Nachlass Mauthner, Leo Baeck Institute, New York.
- 5 EHINGER, Otto: Der Weise und die Welt. Fritz Mauthner, aus der Nähe gesehen, in: Berliner Tageblatt, 21. 11. 1919. Wiederabgedruckt in: Glaserhäusle. Meersburger Blätter für Politik und Kultur 1, 1981, H. 1, S. 5–7.
- 6 Zu Otto Ehinger vgl.: Otto Ehinger: Jurist, Schriftsteller, Bürgermeister – vor allem aber unabhängig. Ein Porträt von Manfred Bosch und Peter Salomon. Eggingen 1994 (= Replik 4), S. 20–23. Hier auch erneuter Abdruck von Ehingers »Der Weise und die Welt«.
- 7 Vgl. Anm. 5, S. 7.
- 8 Vgl. EHINGER, Otto: »Heiliges Land. Die Seele einer Zentrumsburg«, in: März. Eine Wochenschrift 8, 1914, H. 27, S. 30–34.
- 9 Stuttgart/Berlin, 1920–1923 und reprographischer Nachdruck in der Sammlung Historica, Frankfurt/M. 1989.
- 10 MAUTHNER, Fritz: Ketzler und Funken, in: Konstanz 1919, H. 12, S. 41.
- 11 Ebda., S. 41.
- 12 Lebenslauf von Jakobus Weidenmann. Aufgeschrieben im Oktober 1960 von ihm selbst, S. 2, in: Nachlass Jakobus Weidenmann, Bibliothek Vadiana, St. Gallen.
- 13 Ebda., S. 3.
- 14 WEIDENMANN, Jakobus: Julie Weidenmann. St. Gallen 1943, S. 7.
- 15 WEIDENMANN, Jakobus (Hg.): Julia Dorothea Weidenmann geb. Bösch 16. November 1887 – 25. November 1942 zum Gedächtnis. St. Gallen 1943, S. 12. – Zum Kesswiler Künstler- und Freundeskreis um Jakobus und Julie Weidenmann gehörten beispielsweise die Maler Gustav Gamper und Otto Marquard sowie die Schriftsteller Anni und Gregor Gog und Carl Sternheim, ferner der Winterthurer Industrielle und Dichter Hans Reinhart. Über diesen hatten die Weidenmanns auch den Dichter Alfred Mombert kennengelernt, der Jahre später, nach seiner Freilassung aus dem KZ Gurs, in Winterthur ein letztes Domizil gefunden hatte. Anlässlich der Trauerfeier für ihn hielt Weidenmann am 10. April 1942 eine einfühlende Ansprache, Julie Weidenmann schrieb das Gedicht »Abschied von Alfred Mombert«. Beides in: Dr. Alfred Mombert geboren den 6. Februar 1872 in Karlsruhe gestorben den 8. April 1942 in Winterthur. Winterthur o. J. [1942].
- 16 Zu Hedwig Mauthner bzw. Harriet Straub siehe BOSCH, Manfred: »Ins Freie will ich«. Harriet Straub/Hedwig Mauthner und das »Glaserhäusle« in Meersburg. Marbach a. N. 1996 (= Spuren 33); LÜTKEHAUS, Ludger: Nachworte zu STRAUB, Harriet: Zerrissene Briefe. Freiburg 1990 und dies., Wüstenabenteuer. Frauenleben, Freiburg 1991 sowie BOUMAAIZ, Amina: Zwischen Schwarzwald und Sahara. Leben und Werk

Harriet Straubs, in: *s Eige zeige*. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen 20, 2006, S. 25 – 84.

17 WEIDENMANN, Jakobus: Julie Weidenmann und der Bodensee, in: *Internationale Bodensee-Zeitschrift* 5, 1955, Nr. 1, S. 14. – Zu Julie Weidenmann vgl. auch: Julie Weidenmann-Boesch 1887 – 1942. In: *St. Galler Frauen. 200 Porträts*, Zürich 2003, S. 406 f.

18 Dies der Titel eines 1958 in den »Schweizerischen Republikanischen Blättern« veröffentlichten Vortrags, den Weidenmann einst vor Berner Studenten gehalten hatte.

19 HUG, Herbert: In memoriam Dr. Jakobus Weidenmann. Typoskript im Nachlass Jakobus Weidenmann.

20 Vgl. Anm. 9, S. 378–383.

21 Vgl. Anm. 15, S. 10.

22 Vgl. Anm. 12, S. 3.

23 Weidenmann, der damals bereits in St. Gallen lebte, bat sich gegenüber dem Organisator Gregor Gog aus, dass sein Wohnort ungenannt bleibe: »Du weisst warum. Ich fühle mich nicht stark genug, so wie Du die Kunden zu empfangen und quasi eine Herberge zu eröffnen. Du darfst mich trauriges Subjekt nennen, aber nicht unehrlich. Um so zu sein wie Du, braucht es eine Reife, die aus anderm Frühling stammt, als es der meine war. Wenn Du findest, ein solcher Schwächling wie ich habe nicht das Recht, zu den Kunden zu reden, so sag mir's offen; ich ziehe dann den Schwanz ein« (Karte vom 14. 2. 1929; Nachlass Gregor Gog im Fritz-Hüser-Institut, Dortmund, Nr. 139). – Ein Foto, auf dem Weidenmann und seine Frau als Teilnehmer am Vagabundenkongress 1929 zu sehen sind, findet sich in: Künstler-

haus Bethanien (Hg.): *Wohnsitz: Nirgendwo. Vom Leben und vom Überleben auf der Straße*, Berlin 1992, S. 219.

24 Brief vom 24. 11. 1927, Nachlass Gregor Gog im Fritz-Hüser-Institut, Dortmund, Nr. 138. – Weidenmann unterlag damals dem Mitbewerber Willi Schohaus. *Freundliche Mitteilung* Hans Ulrich Wepfer, Kreuzlingen.

25 Vgl. Anm. 12, S. 4.

26 Vgl. hierzu: KRUMMENACHER, Jörg: *Flüchtiges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkanon St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich 2005, S. 92 u.

298 sowie JEHLE-WILDBERGER, Marianne: *Das Gewissen sprechen lassen. Die Haltung der Evangelisch-Reformierten Kirche des Kantons St. Gallen zum Kirchenkampf, zur Flüchtlingsnot und zur Flüchtlingspolitik 1933–1945*. Zürich 2001, S. 59 u. passim.

27 Erstaunlicherweise scheint Weidenmann seine konfessionsübergreifende Toleranz nicht auch auf den jüdischen Glauben übertragen zu haben. So verband er etwa die Forderung nach Hilfe für die verfolgten Juden mit dem Gedanken ihrer Bekehrung zum Christentum – womit er freilich selbst in der sozialdemokratisch orientierten Pfarrerschaft nicht allein stand. So schrieb er in der *St. Galler »Volksstimme«*: »Jesus Christus hat uns eine Aufgabe an diesem Volke aufgetragen. Wir sollen nicht aufhören, ihm die frohe Botschaft des von ihm verworfenen Christus zu verkündigen« (Nr. 289 v. 10. 12. 1938, zit. nach METZGER, Thomas: *Antisemitismus in der Stadt St. Gallen 1918–1939*. Fribourg 2006, S. 242).

28 Ebd., S. 4.

29 Ebd., S. 5.